

Und sie lebt doch, die Diakonie!

Pfarrei als Raum diakonischen Wirkens

Wo lebt die Diakonie konkret in den Pfarreien? Zwischen Beheimatung und politischem Einsatz erfasst eine Schweizer Studie vier Typen und sieht ein wesentliches Qualitätskriterium in der Beteiligung der Pfarreiangehörigen. Doch auch die professionelle Sozialarbeit hat ihren festen Platz.

Während sich die Mehrzahl der Publikationen zur Gemeindediakonie vor allem mit deren Defiziten auseinandersetzt¹, geht das Forschungsprojekt »Die Pfarrei als Raum diakonischen Wirkens«² einen andern Weg: Mittels einer empirischen Studie wurde die faktisch gelebte Diakonie von 13 ausgewählten Pfarreien im Kanton Zürich erkundet und mit den Leitvorstellungen der dort ansässigen Schlüsselpersonen – nämlich des Pfarrers oder der die Gemeinde leitenden Theologin, der Sozialarbeiterin sowie des Pfarreirats- und des Kirchenpflegepräsidenten – in Verbindung gebracht.³ Damit wurde zum einen bewusst von der Orthopraxis der realen Gemeinden ausgegangen und zum andern wurde das Augenmerk auf die Pfarreien gerichtet. Diese Untersuchung verfolgte das Ziel, besser zu verstehen, wie sich der Grundvollzug der Diakonie gegenwärtig in den Pfarreien ereignet. Dazu gehört es genauso, auftretende Wi-

derstände und Schwierigkeiten beim Namen zu nennen als auch besonders zukunftssträchtige Entwicklungen herauszuspüren.

Die vier Formen gelebter Diakonie

Auch wenn qualitative Forschung nicht in erster Linie auf Repräsentanz zielt, bemühten wir uns bei der Festlegung der Stichprobe um eine nachvollziehbare Auswahl: Pfarreigröße, Stadt oder Land, Gemeindeleitung durch Priester oder Laientheologin sowie das Vorhandensein bzw. Nicht-Vorhandensein eines professionellen kirchlichen Sozialdienstes dienten dabei als die wichtigsten Selektionskriterien. Von den 14 ausgewählten Pfarreien, entschlossen sich 13 für eine Teilnahme an der Untersuchung.

Die empirische Realität dieser 13 Pfarreien zeigte bald, dass die Diakonie keineswegs einheitlich gelebt wird. Zwar sind es an den meisten Orten ähnliche Gefäße und Methoden, die zur Anwendung kommen, doch dies geschieht unter unterschiedlichen Leitvorstellungen. Aufgrund der Aussagen der befragten Schlüsselpersonen ließen sich vier Kategorien herleiten. Dabei erscheint Diakonie – angeregt durch die system-

theoretischen Erwägungen von Niklas Luhmann⁴ – als System, welches sich vor allem durch sein funktionales Hilfeverständnis sowie den angestrebten Zielhorizont ausdifferenzieren lässt: Funktional äußert sich Diakonie entweder als individuelle oder strukturelle Hilfe. Als Zielhorizont kommt entweder der Kreis der Kirchenmitglieder – in einem engeren oder weiteren Sinn – in Frage oder aber das gesellschaftliche Umfeld einer Pfarrei. Innerhalb dieses Systems lassen sich die vier Pfarreitypen Heimat (A), Herberge (B), Sozialcenter (C) und Politforum (D) ergründen, die unserer Ansicht nach den Eigenheiten und Unterschieden des empirischen Materials am besten gerecht werden.⁵ Natürlich kämen auch andere Kategorien in Frage wie etwa professionelle oder ehrenamtliche Diakonie, deren spirituelle Verortung und andere.

Heimat

Die Heimat-Pfarrei (A-Typ) möchte mit ihren diakonischen Angeboten ein Ort sein, »wo die Menschen etwas glücklicher sein können« (Zitat einer Kirchenpflegepräsidentin). Soziologisch zeichnen sich diese Pfarreien durch eine große Zahl von traditionellen Vereinen aus, die meistens über stattliche Mitgliederbestände verfügen und ihren Mitgliedern Beheimatung schenken wollen. Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass es vielen traditionellen Vereinen nur noch mit Mühe gelingt, neue Aktivmitglieder zu rekrutieren.

Männer- und Frauenvereinen, Scharen des Jugendverbandes Jubla, Gruppen der Katholischen Arbeiterbewegung oder der Kolping-Gemeinschaft, ja selbst dem Kirchenchor oder den Ministranten mit deren eher liturgischen Zweckbestimmung kommt mancherorts eine integrierte

ve Bedeutung zu. Weiter ist für diesen Pfarreityp charakteristisch, dass die Diakonie in enger Verbindung mit der Seelsorge gesehen wird. Dazu eine Sozialarbeiterin: »Wenn jemand Probleme zum Beispiel in der Partnerschaft hat, ist das Seelsorgeteam nahe dran. Diese Arbeit wird auch von den Pfarreiangehörigen als wertvoll empfunden.«

Solche Seelsorge ereignet sich nicht selten anlässlich von Hausbesuchen oder gar draußen auf der Straße. Sie wird von den Theologinnen und Theologen ausgeübt und ist in der Regel von eher alltäglichem Charakter: »Bei meinen Besuchen erwarten die Leute nicht Fachlichkeit, son-

»Tradition des Almosens bewusst genützt«

dern nur Menschlichkeit«, sagt ein Pfarrer, der auch als Psychotherapeut tätig ist. Ein weiteres Wirkfeld, das vor allem in den Heimatpfarreien gepflegt wird, ist die Hilfe an der Pfarrhaustür: Die materielle Hilfeleistung, die der Tradition des Almosens entspringt, wird bewusst genützt, um die randständigen Personen durch die kurze Begegnung ihre Menschenwürde spüren zu lassen. Einen festen Bestandteil im Angebot dieses Pfarreityps nimmt zudem die Altenarbeit ein. Zunehmend häufiger sind es die bereits über 75-Jährigen, die sich zu kulturellen und geselligen Nachmittagen im Pfarreiheim zusammenfinden.

Herberge

Die Herberge-Pfarrei (B-Typ) ist gegenüber der Heimatpfarrei kleinräumiger. Sie setzt sich aus vielen kleinen Gruppen zusammen, die sich für Benachteiligte weltweit oder auch im sozialen Nahraum einsetzen. In einer B-Pfarrei besteht

ein ausgesprochenes Gespür für Gerechtigkeit in ihrer gesellschaftlichen Dimension. In ihr lassen sich Kräfte mobilisieren für Kampagnen und Unterschriftensammlungsaktionen. Während in A-Pfarreien Solidarität vorwiegend »untereinander« praktiziert wird, geschieht sie in B-Pfarreien als Solidarität »mit den andern«.

Ihr Wirkungshorizont ist eindeutig eine »Kirche« in ihrer weltweiten Dimension. In der Herberge-Pfarrei gibt es eine ganze Menge von Drittwelt-Projektgruppen, die den Informationsaustausch zwischen Übersee und den Pfarreiangehörigen sicherstellen und diese oft über Jahrzehnte hinweg zur Unterstützung eines Projektes ermuntern. Dass die Herbergepfarrei auch über die einzelnen Zellen hinaus eine kooperationsfähige Gemeinschaft bildet, zeigt sich, wenn sich alle Gruppierungen für ein Projekt einsetzen und es dabei nicht nur um Mittelbeschaffung, sondern parallel dazu auch um Bewusstseinsbildung geht.

Sozialcenter

Die Sozialcenter-Pfarrei (C-Typ) hat stärker das Paradigma professioneller Sozialarbeit internalisiert. Sie bietet Menschen in Not zielorientierte Problemlösungen an, welche sich – zumindest in der Stadt – kaum von den Angeboten der kommunalen Quartierzentren unterscheiden: So werden der Bevölkerung zum Beispiel Räume für soziale Unternehmungen, Sprachkurse und Kinderbetreuung angeboten. »Wir wollen einen Beitrag zu mehr Gemeinschaft in unserem Quartier leisten«, erläutert eine Sozialarbeiterin, die in einer C-Pfarrei tätig ist. C-Pfarreien bauen nicht einen pfarreieigenen Besuchsdienst für einsame Menschen auf, sondern unterstützen das entsprechende kommunale Projekt finanziell und personell.

Die Angebote der C-Pfarrei auf dem Land sind nicht ganz so »trendig« und multikulturell wie in der Stadt, aber sie sind von einer ähnlichen Philosophie geprägt: Auch hier fungieren die Kirchen in ökumenischem Geist als die Anbieter sozialer Dienstleistungen für die Gesamtbevölkerung. Häufig kommt ihnen dabei eine geradezu monopolartige Stellung zu. Mit diesen Angeboten stoßen sie auf eine hohe Wertschätzung sowohl bei den Behörden als auch den Fachorganisationen. Sie gelten als starke Kooperationspartner sozialer Netzwerke.

Politforum

Die Politforum-Pfarrei (D-Typ) schließlich möchte durch Bildungs- und Kampagnenarbeit für Anliegen der Sozialverkündigung werben. »Kirche kann nie unpolitisch sein; selbst wenn sie versucht, es nicht zu sein, ist sie in hohem Maße politisch«, ist der Gemeindeleiter einer D-Pfarrei überzeugt. Sie erfüllt ihren politischen Auftrag durch das Einbringen gesellschaftlicher Themen in die Verkündigung: Übertriebene Managerlöhne, unachtsamer Umgang der Menschen mit der Umwelt sowie das imperiale Gebaren eines amerikanischen Präsidenten werden dabei durchaus einmal mit harten Worten von der Kanzel geißelt.

Die Politforum-Pfarrei versucht auch durch Bildungsveranstaltungen Bewusstsein für diese und andere Themen zu schaffen und unterstützt Basisinitiativen der ökumenischen Bewegung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Die Schlüsselpersonen dieses Pfarreityps lassen allerdings durchblicken, dass ein solches anwaltschaftliches Engagement äußerst anspruchsvoll ist. Nur ein kleiner Teil der Kerngemeinde trägt diese Anliegen auch mit. In der Politforum-Pfarrei wird auch eine professionelle

	Solidarität innerhalb der Pfarrei/Kirche		
Individuelle Hilfe	A: Heimat Mittel, die helfen, Beheimatung zu geben, wie z.B. Hausbesuche und Standesvereine	B: Herberge Solidaritätsaktionen mit Benachteiligten	Strukturelle Hilfe
	C: Sozialcenter Zielorientierte Problemlösungen in der Beratungs- und Projektarbeit	D: Politforum Sensibilisierung und Kampagnenarbeit, Vernetzung mit externen Partnern	
	Dienst an der Gesellschaft		

Sozialarbeit gepflegt, denn es geht ja nicht an, gegen Ungerechtigkeiten lediglich das Wort zu erheben, ohne einzelnen Menschen auch tatkräftig zu helfen.

Möglichkeiten und Grenzen

Die diakonische Funktion einer Gemeinde ist darin zu sehen, dass Hilfe zur Teilhabe aller Menschen – vorab der Armen – an einem Leben in Fülle gewährt wird. Dem kommt sowohl eine so-teriologische als auch eine integrative Komponente zu. Gemessen an diesem Verständnis der Diakonie zeigen sich nun spezifische Möglichkeiten und Grenzen der vier Pfarreitypen.

Die Stärke der Heimatpfarre liegt darin, dass sie einer recht großen Zahl von Menschen eine Heimat zu geben vermag. Die Seelsorge stellt ein niederschwelliges Angebot für Menschen in Schwierigkeiten dar: »Man wüsste, wo

man hin könnte, wenn es einem einmal dreckig ginge«, ist der Gemeindeleiter einer A-Pfarrei überzeugt. Dieser Pfarreityp ist, zumindest in der Diaspora des reformierten Kantons Zürich, der Urtyp katholischer Pfarreien. Seit der Kulturkampfzeit bestand deren wichtige Aufgabe gerade darin, den neu zugezogenen Katholiken in der Fremde ein Stück Heimat zu bieten. Das wird auch heute noch geschätzt, zum Beispiel von jungen Familien, die aus der anonymen Stadt aufs Land hinaus ziehen. Die Eltern suchen für sich und ihre Kinder einen stimmungsvollen Lebensraum.

Heimatpfarreien in ländlichen Gebieten genießen deshalb den Vorteil, dass sie auf Pfarrei-angehörige zählen können, die bereit sind, als Ehrenamtliche ihren Beitrag zum Gemeindeleben zu leisten. Auch die Fremdsprachigenmissionen sind typische Heimatpfarreien, in denen das Sprechen der Muttersprache selbst dann noch ein wichtiger Faktor ist, wenn die

Mitglieder der Personalpfarre die Sprache des Gastlandes perfekt beherrschen.

Trotz dieser positiven Seiten darf nicht ausgeblendet werden, dass dieses Erfolgsmodell, das über Jahrhunderte geblüht hat und auch heute noch mehr als zwei Drittel der untersuchten Pfarreien ausmacht, immer mehr an seine Grenzen stößt: So finden jüngere Personen und Neuzugezogene nicht unbedingt Zugang zu den Vereinen mit ihrem gewachsenen Brauchtum. Ein

»Es ist leichter, Menschen zu einer Spende zu bewegen als zu Engagement.«

Pfarrereitspräsident macht auch deutlich, dass es wesentlich leichter sei, einen Menschen zu einer Spende zu bewegen als zu einem Freiwilligenengagement. Auch die althergebrachte Almosenpraxis des Pfarrhauses wird von mancher Seite in Frage gestellt: »Die Hilfe an der Pfarrhaustür gleicht oft einer Sisyphusarbeit«, gibt eine Sozialarbeiterin offen zu: Die gemachten Angaben könnten häufig nicht überprüft werden, und es bestehe die Gefahr, die Bemühungen spezialisierter Fachstellen etwa bei Suchtkranken durch zusätzliche Geldbeiträge zu untergraben.

Die drei Pfarreitypen B, C, und D sind historisch wohl allesamt aus Heimatpfarreien hervorgegangen und daher eigentlich als Entwicklungsvarianten von dieser zu betrachten. Dabei

»dass sich Diakonie auf Verkündigung und Liturgie auswirkt«

entspricht die Herberge-Pfarrei, was ihre Grundintention anbelangt, wohl am deutlichsten dem, was der Zürcher Pastoralplan unter einer »diakonischen Gemeinde« versteht: nämlich eine, die sich ganz in den Dienst der Gesellschaft stellt,

sich von der »Option für die Armen« inspirieren lässt, und wo sich die Diakonie auch auf die Gestaltung der Verkündigung und Liturgie auswirkt.⁶

Einen wesentlichen Beitrag zur diakonischen Ausrichtung leistet in der Herbergepfarre die Sozialarbeiterin. »Eine Pfarrei wird jedoch nicht schon dadurch zu einer diakonischen Pfarrei, dass sie eine Sozialarbeiterin hat«, ist ein Gemeindeleiter überzeugt, »sondern erst indem es dieser gelingt, die Pfarreiangehörigen in den sozialen Auftrag auch einzubeziehen« – etwa wenn sich Menschen finden, die bereit sind, einmal wöchentlich für abgewiesene Asylsuchende zu kochen.

Was an der Praxis dieses Pfarreityps vor allem beeindruckt, ist der Umstand, wie die Angehörigen der verschiedenen Gruppen auch über die einzelnen Einsatzfelder hinaus eine Gemeinschaft bilden, von der eine starke Anziehung ausgeht. Das führt dazu, dass diese Pfarrei für ihre Aufgaben auch verhältnismäßig leicht Freiwillige findet. Ein wichtiges Erfolgsrezept

»Rückwirkung auf die Kerngemeinde«

sieht eine Sozialarbeiterin zudem darin, dass sie die Projekte in einer Größenordnung plant, die für die Beteiligten verkraftbar ist, um auch zu erreichen, dass die Projekte nach einer ersten Phase der Begeisterung nicht zusammenfallen.

Eine spürbare Grenze ist jedoch auch der Herbergepfarre auferlegt: Ihr gesellschaftliches Engagement vermag die politischen Kräfteverhältnisse nicht grundlegend zu verändern: »In unserem Quartier wird immer gut bürgerlich abgestimmt«, stellt ein Gemeindeleiter ohne Umschweife klar, »aber ich habe auch keine Mühe damit, wenn ich von gewissen Kreisen in eine linke Ecke gestellt werde.«

Von der Sozialcenter-Pfarrei wurde bereits erwähnt, dass deren Tätigkeiten im öffentlichen Raum auf äußerst positive Resonanz stoßen; dies wohl vor allem deshalb, weil die Dienstleistungen durchdacht sind und professionell umgesetzt werden. Eine Schwäche dieses Pfarreityps liegt darin, dass dieses Engagement – jedenfalls in des-

Literaturhinweis

Daniel Wiederkehr, Die Pfarrei als Raum diakonischen Wirkens. Eine empirische Untersuchung zu den Möglichkeiten und Grenzen der Pfarreidiakonie im Kanton Zürich, Freiburg i.Ue. 2008 (erscheint im Herbst).

sen städtischer Variante – kaum eine positive Rückwirkung auf die Kerngemeinde zu erbringen vermag, indem sich deren Mitglieder zum Beispiel motivieren lassen, sich aktiv an den Projekten zu beteiligen, was auch mit der Überalterung der untersuchten Gemeinde zu tun hat. Vielmehr kritisieren sie die sozialen Angebote, darauf verweisend, diese würden ohnehin nur den Ausländerinnen und Ausländern zugute kommen. Offenbar gelingt es zu wenig, die sozialen Tätigkeiten mit den übrigen Grundvollzügen kirchlichen Lebens in Verbindung zu bringen.

Auf dem Land hingegen kommt der erhoffte Rückkoppelungseffekt zustande: Der starke Rückhalt in der Bevölkerung wirkt sich auch dahingehend aus, dass diese bereit ist, die Angebote aktiv mitzugestalten; zum Beispiel durch Beteiligung in der Nachbarschaftshilfe und der Erwachsenenbildung.

Das meiste von dem über die städtische Sozialcenter-Pfarrei Gesagten trifft auch auf die Politforum-Pfarrei zu: ihre gute Verankerung im öffentlichen Raum sowie ergiebige Kooperationen mit der reformierten Schwestergemeinde und dem kommunalen Quartierzentrum. Auch stößt das Angebot der pfarreieigenen Sozialberatung auf eine steigende Nachfrage.

Der D-Pfarrei gelingt es besser, ihr soziales Engagement mit den übrigen Grundvollzügen zu vernetzen. Deutlich wird jedoch auch der Umstand, dass ein gesellschafts- und sozialpolitisches Engagement, mit den Worten des Kirchenpflegepräsidenten ausgedrückt, »ein steiniges Pflaster« darstellt. Die Schnittmenge aus den Menschen, die sich der Kirche nahe fühlen, und jenen, die sich gesellschaftspolitisch engagieren, fällt verhältnismäßig klein aus. Insofern stellt sich bei der Politforum-Pfarrei auch deutlich die Frage nach der kritischen Masse.

Entwicklungsperspektiven

»Und sie lebt doch, die Diakonie.« Mit diesem »Heureka« zu Beginn sollte auf den wichtigsten Befund dieser Studie aufmerksam gemacht werden. Darüber hinaus strebt der empirische Ansatz eine möglichst wertfreie Betrachtung der verschiedenen Erscheinungsformen an; die unterschiedlichen Ausrichtungen der Hilfeleistung

»Schwierigkeiten damit, Not in ihrem Umfeld wahrzunehmen«

gen sollen nicht gegeneinander ausgespielt werden: weder Einzelhilfe gegen Strukturarbeit, noch spontane Gemeinschaftsbildung gegen professionelle Integrationsmaßnahmen. Sie alle sind nämlich nötig. Trotz dieser unterschiedlichen Ausformungen liegen Herausforderungen in der Luft, die alle vier Diakonieförmungen tangieren.

Dabei geht es zunächst einmal um die Wahrnehmung gesellschaftlicher Not unter heutigen Bedingungen. Die Pfarrer und theologischen Mitarbeitenden bekunden häufig Schwierigkeiten damit, Not in ihrem Umfeld wahrnehmen zu können. Dazu leistet der geschulte Blick der Sozialarbeitenden einen wichtigen Beitrag.

Deshalb scheint die noch stärkere Verankerung der professionellen Sozialarbeit vor allem in Heimatpfarreien von Bedeutung zu sein. Der vermehrte Zusammenschluss zu Seelsorgeverbänden und Pfarreiräumen dürfte wohl die Schaffung pfarreilicher Sozialdienste in den nächsten Jahren noch begünstigen, analog zu den Entwicklungen in der Jugendarbeit.

Es muss sodann realistisch abgeschätzt werden, welchen Beitrag Pfarreien überhaupt in der Lage sind zu leisten: Die Komplexität vieler Problemsituationen – man denke etwa an die Problematik der Jugendgewalt – würde Pfarreien im

»höchstens einen Mosaikstein«

Alleingang überfordern. Deshalb sollten sie sich bewusst sein, dass sie mit ihren Mitteln und Möglichkeiten höchstens einen Mosaikstein zur Lösung eines solchen Problems beitragen können. Wenn sie dazu in der Lage sind, sollten sie diesen Beitrag jedoch unbedingt leisten.

Was den Einbezug der Pfarreiangehörigen anbelangt, ist dieser für die Gemeindediakonie wesentlich. Deshalb sollten professionelle Kompetenzen vorwiegend dazu genützt werden, brachliegende ehrenamtliche Bereitschaft seitens der Pfarreiangehörigen zu wecken und sinnvoll einzusetzen. Diese Bereitschaft stellt allerdings in

vielen Fällen das rarste Gut in einer Gemeinde dar. Gleichwohl sollte in der Diakonie nicht auf einen sozialen Betrieb abgestellt werden, der ohne das Engagement der Pfarreiangehörigen auskommt. Diesbezüglich können römisch-katholische Pfarreien von den diakonischen Aktivitäten anderer Kirchen, etwa der evangelisch-methodistischen, lernen.⁷

Angesichts der bevorstehenden rückgängigen Entwicklung der Kirchenfinanzen sind schließlich unbedingt die Mittel im Auge zu behalten, die für die Diakonie aufgewendet werden. Auch bei knapper werdenden Steuererträgen kann es nicht angehen, Budgeteinsparungen vornehmlich auf dem Buckel der Diakonie auszutragen. Der Zürcher Pastoralplan fordert, dass mindestens 10% der Steuereinnahmen für diakonische Aufgaben verwendet werden.⁸ Hier gilt es anzumerken, dass dies derzeit – unter zumeist guten finanziellen Rahmenbedingungen – noch nicht in allen Pfarreien die Regel ist.

Auch auf dem Hintergrund der genannten Herausforderungen bleibt die Feststellung, dass die Diakonie lebt, gültig. Gleichzeitig gilt aber, dass sie sorgsam weiterzuentwickeln ist.

Daniel Wiederkehr ist praktischer Theologe und bei Caritas Zürich für die Förderung der Gemeindediakonie zuständig.

¹ Vgl. exemplarisch Hermann Steinkamp, *Diakonie. Kennzeichen der Gemeinde*, Freiburg i.Br. 1985 und Ulrike Hudelmaier, *zu verkünden und zu heilen (Lk 9,2)*, Berlin 2006.

² Daniel Wiederkehr, *Die Pfarrei als Raum diakonischen Wirkens. Eine empirische Untersuchung zu den Möglichkeiten und Grenzen der Pfarreidiakonie im Kanton Zürich*, eingereicht als Dissertation am Fachbereich Pastoraltheologie der Universität Freiburg i. Ue. bei Prof.

Dr. Leo Karrer.

³ Während der Pfarreirat das beratende Gremium des Pfarrers darstellt, ist die Kirchenpflege in der Schweiz das staatskirchliche Gremium, das für die Verwaltung der materiellen Aspekte zuständig ist.

⁴ Vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, Frankfurt a. M. 1984.

⁵ Im empirischen Teil des Forschungsprojektes wurde ich in dankenswerter Weise von Prof. Stephan Müller, Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften,

beraten und begleitet.

⁶ Vgl. Generalvikariat und Zentralkommission des Kantons Zürich, *Für eine lebendige und solidarische Kirche. Arbeitspapier für die Seelsorge im Kanton Zürich*, Zürich 1999, auf <http://www.zh.kath.ch>. Vgl. insbesondere Aussagen auf den Seiten 47, 8, 15.

⁷ Siehe z.B. die Informationen auf der Website der Gemeinde in Zürich 4: <http://www.emkz4.ch/>

⁸ Vgl. Anm. 6, 10.